

fürstin Laja.

Roman von Erich Ebenstein.

(10 Fortsetzung.)

„Ich mache mir nichts aus Schmutz“, murmelte Sphio, betrosfen über seine Heftigkeit.

„Einfach lächerlich machst du dich — und mich! Laja trug die Lambach'schen Perlen, und auch sonst funtelle es von Diamanten an ihr, du aber sitzt daneben wie ein Afschenbrödel. Geschämt hab' ich mich. Ja, wohl! Die Niedberg'schen Perlen sind mindestens ebenso schön und kostbar wie die Lambach'schen, und sie hätten sehr gut zu dem dunklen Sammetkleid gepaßt, aber natürlich — sie kamen ja von mir! Oder ist es dir ein besonderes Vergnügen, dich von anderen Frauen in den Schatten stellen zu lassen?“

Er hatte mit einer gewissen Hast, sich öfter überstürzend, gesprochen, während rote Flecke auf seinen Wangen brannten. Jetzt sah er sie mit funkelnden Augen an, bereit, auf jedes Wort von neuem emporzufahren.

Einen Augenblick blühte Sphio fassungslas auf Rainer, dessen Erregung ihr unverständlich erschien. Dann bezwang sie sich angelegentlich seiner Geistesruhe zu doppelter Ruhe. „Ich wußte nicht, daß du so viel Werth auf Neugierigkeiten legst.“ Rainer stand ohne zu antworten auf, ging einige Male durchs Zimmer und blieb am Fenster stehen. Etwas wie Scham stieg in ihm auf. Was redete er denn da zusammen? Worüber ärgerte er sich eigentlich? Er begriff sich selbst nicht.

Unermüdlich rieselte der Regen draußen herab. An den Scheiben lief das Wasser nieder wie Ströme von Thränen, und die Wolken hingen so tief, daß sie fast die Spitzen der Bäume berührten. Es mußte dieses trostlose Wetter sein, das ihn so außer Rand und Band brachte. Alle Nerven liefen nach dabei. Er sehnte sich plötzlich nach Menschen und Zerstreuung.

„Wenn es dir recht ist“, sagte er ruhiger, „so fahre wir zum Thee hinüber nach Bärenegg. Hier langweilt man sich ja zum Sterben.“

Sie schrak zusammen. „Nach Bärenegg — nein!“

Jetzt wandte er sich um. „Warum willst du nicht?“

„Sie waren doch erst gestern bei uns! Das Wetter ist auch so schlecht!“ Sie stammelte es verwirrt, während alles in ihr laut schrie: Sie heute wiederleben — um keinen Preis!

Rainer wurde wieder ärgerlich. Was erst nur ein hingeworfener Gedanke gewesen, wurde nun durch Sphio's Widerstand plötzlich zum dringenden Wunsch. Es schien ihm, als könne er seine innere Unruhe nirgends anders los werden, als in Bärenegg. Vielleicht war sie überhaupt nur Sehnsucht nach Laja. „Oben des Wetters wegen will ich ja hin!“ sagte er. „Laja versteht es so gut, einem diese trübliche Regenstimmung vergessen zu machen. Es ist immer gemüthlich auf Bärenegg, und du tanst ja wieder Schach spielen mit dem Fürsten.“

Wie hoch empfand Sphio diese Worte, und nun erwachte auch in ihr ein trotziger Widerstand. „Du tanst ja ohne mich fahren. Ich bleibe heute daheim!“

Rainer glaubte sie zu verstehen. Lajas Benehmen vom Abend zuvor fiel ihm ein. Das hatte Sphio natürlich getränkt, auch er hatte sich ja über Laja geärgert, aber deshalb brauchte sie ihm doch nun keine Szene zu machen. „Ich wünsche aber jedenfalls“, sagte er, „daß du mitkommst! Wenn du Laja ihre Redereien nachträgt, so bedente, daß dies kleinlich wäre. Sie meint es ja nicht schlimm, und Lambach lobt dich immer auf ihre Kosten, das vertritt seine Frau.“

Auch Sphio war aufgestanden. „Du wirst mich trotzdem entschuldigen müssen. Ich habe Kopfschmerz, und — ich will nicht!“

Damit verließ sie das Zimmer. Rainer sah ihr zornig nach. Dann lachte er bitter auf. „Und ich habe mir eingebildet, diese Frau wäre ein fürgames Geschöpf!“

Er ging auf sein Zimmer, trante eine Weile in seinem Schreibtisch herum, holte dann die Notizen von seinen Reisen hervor und begann an dem vor längerer Zeit begonnenen Auffatz zu schreiben.

Eine Stunde lang arbeitete er, dann warf er die Feder zornig hin und schob die Blätter vor sich. Es ging nicht. Was er da geschrieben hatte, war gerade gut genug für den Ofen. Wenn er doch nach Bärenegg fuhr? Laja erwartete ihn sicher.

Im nächsten Augenblick klingelte er und beschloß anzupassen.

Aber heute war entschieden ein Unalückstag für Rainer Niedberg. In Bärenegg traf er eine höchst ungemüthliche Situation. Der famose Koch war plötzlich erkrankt, und die Lobers hatte gestern einen mehrtägigen Urlaub angetreten

Nichts klappte, alles war in Verwirrung. Der Fürst schalt auf Laja, welche ohne ihre geschulten Leute völlig hilflos war und die in denkbar schlechtester Laune im Schaukelstuhl lag, eine Zigarette um die andere rauchend.

Sie hatte die Dienerschaft herumgeholt, bis ihr alle Scheu aus dem Wege gingen. Jetzt erklärte sie, überhaupt nichts mehr mit diesem „Voll“ zu thun haben zu wollen. Mit Mühe und Noth wurde ein Thee zu Stande gebracht.

„Was werden wir denn zu Abend essen?“ fragte Lambach ärgerlich. Laja zuckte gleichgültig die Achseln. „Ich habe um eine Köchin in die Stadt telegraphirt — mehr kann ich nicht thun. Vielleicht ist sie bis Abends hier.“

Der Fürst lachte grimmig. „Eine nette Wirthschaft! Kannst du dich denn nicht selbst ein wenig um das Essen kümmern?“

„Du bist wirklich gelungen, Gundaker!“ antwortete sie phlegmatisch und blies den Rauch in Wohlgeruchbeten Ringeln von sich. Dann wendete sie sich zu Rainer: „Deine Mutter-Sphio könnten wir da gebrauchen. Ich glaube, die wäre im Stande, und stellte sich selber in die Küche, um das Abendessen zu kochen!“

„Das thäte sie!“ betraufte Lambach. „Und sie würde auch was zu Wege bringen. Mindestens wüßte sie in ihrem eigenen Haus Bescheid! Aber du —“ er fand nicht gleich das richtige Wort in seinem Grimm.

Laja lachte schneidend auf. „Nun, Rainer, was sagst du dazu?“

Er sagte nichts, aber er blühte sie so ernst an, daß sie nicht zweifeln konnte, auf welcher Seite er in dieser Angelegenheit stand.

Da ging in ihrem Gesicht eine jähe Aenderung vor sich. Ihre sonst bläuen Wangen färbten sich, und die Augen funkelten förmlich vor Zorn. An Rainer selbst wagte sie sich nicht, aber vor Lambach trat sie hin und sagte wüthend: „Willst du übrigens endlich aufhören, mir diese Sphio immer als Muster anzupreisen? Behalte sie doch — niemand wird sie dir streitig machen. Rainer schon gewiß nicht! Der ist viel zu klug, um sich durch diese scheinheilige Rabbonnemiene verblenden zu lassen, wie du und Walter Sternberg.“

„Laja!“ Rainer war aufgesprungen und hatte unwillkürlich beschwörend ihre Hand ergriffen. „Du weicht nicht, was du sprichst!“ murmelte er. Leidenschaftliche Worte, die er auf Laja richtete, was so drohend, daß sie unwillkürlich zurückwich.

Mit einem verlegenen Lächeln strich sie sich die roth schimmernden Lötchen aus der Stirn. „Du magst sie doch selbst nicht!“ sagte sie noch tropzig.

Dann wurde es still im Gemach. Rainer harrete immer noch auf die Fürstin nieder. So hatte er sie noch nie gesehen, so entstellend von Zorn, mit so bösem Blick in den dunklen Augen. Er hatte die Empfindung, als habe irgend eine unsichtbare Hand den verflüchtenden Schimmer von seinem Gesicht gestrichelt.

Lambach sah mit großen Augen von Rainer zu Laja. Er fühlte dunkel, daß hinter diesem Zorn Lajas und der Bestürzung Rainers sich noch etwas verbarg, das nicht in Worte gekleidet werden war.

Ehe er indessen ins Klare darüber kam, was es war, schob Rainer seinen Stuhl mit einer heftigen Bewegung zurück und sah auf die Uhr. „Es ist spät — ich muß heim!“ sagte er, ohne Laja anzusehen oder ihr die Hand zu bieten.

Niemand hielt ihn. Lambach athmete sogar erleichtert auf, als der Wagen fortrollte. Als er sich dann nach seiner Frau umschah, war diese verschunden. Sie erschien an diesem Abend überhaupt nicht mehr.

Sphio hatte den Thee mit Fräulein Peters genommen und dann den Vorschlag gemacht, es mit den Spinnerinnen zu versuchen. Doch bald fand man, daß sie weder in Sphio's Salon, noch in das mit moderner Eleganz eingerichtete Boudoir paßten.

„Sezessionsmöbel und Spinneräder — das geht wirklich nicht“, meinte Sphio seufzend. „Wo aber lassen wir uns sonst damit nieder?“

Da schlug Fräulein Peters die Halle unten vor. Dort in dem Eichen, bei dem großen, altzeitlichen Kamin fanden ein paar alte Truhen, und auf den Wandbrettern über der Tafelung hunte Bauerntrüge und Zinnschüssel. Dort ließe es sich gewiß prächtig spinnen. Man brauche bloß die Ede mit ein paar spanischen Wänden gegen die Halle abzuschließen, und man könne sich einbilden, in einer Bauernstube zu sitzen.

Sphio war sogleich einverstanden, und beide trugen ihre Spinneräder hinab. Nachdem Fräulein Peters noch ein paar Kerzen am Kamin entzündet und das Licht in der Halle draußen ausgelöscht hatte, war es wirklich sehr gemüthlich, und sie begannen zu spinnen.

Fräulein Peters kam rasch wieder in Uebung, und bald schnurrten die Räder um die Wette, während die Spinnerinnen einander die Zeit durch Plaudern vertrieben. Die Peters erzählte allerlei aus ihrer Jugendzeit, dann auch von Rainers Mutter, unter welcher sie noch auf Riedenau gewirtheft hatte. Sphio plauderte von Föhrenhain und Mahrenberg, und es gelang ihr dabei, ihren qualenden Gedanken für eine Weile zu entfliehen.

So vergingen die Stunden wie im Fluge, ohne daß sie es merkten, und es war schon spät, als Sphio endlich meinte, nun sei es wohl genug für heute.

Zufällig emporblickend, richtete sie sich plötzlich erschrocken auf. An einer der spanischen Wände, durch das Dunkel der Halle fast ganz gedeckt, stand Rainer und blühte schweigend auf sie. Niemand hatte ihn kommen hören. Die schnurrnden Räder und das lebhaft geplauderte waren wohl schuld daran.

Jetzt stand Sphio stolz auf. „Du bist schon zurück?“ sagte sie verwirrt. Auch Rainer war befangen. Verstimmt war er von Bärenegg zurückgekommen und hatte sich gleich zur Ruhe begeben wollen, als beim Durchschreiten der Halle Stimmen an sein Ohr schlugen. Er sah die spanischen Wände und das Licht dahinter. Neugierig trat er näher, und dann blieb er stehen wie gebannt und konnte sich nicht losreißen von dem lieblichen Bilde, das sich ihm bot.

Das Spinnrad, an dem Sphio spannte, war Eigentum seiner Mutter gewesen, und als kleiner Knabe hatte er oft zu ihren Füßen gesessen, während dasselbe Rad dort schnurrte und ihr lieber Mund dazu Mädchen erzählte. Wie deutlich er das alles jetzt wieder vor sich sah! Sphio gleich seiner Mutter äußerlich wenig. Gräfin Beate Niedberg war lange keine so stolze Schönheit gewesen, wie die junge mädchenhafte Frau, welche heute an ihrem Spinnrad saß, aber eines hatten sie doch beide gemein: den liebreizenden Zauber echter Weiblichkeit.

Regungslos blieb Rainer stehen und blühte unermüdet auf Sphio. Er wagte kaum, zu athmen aus Furcht, eine Bewegung könnte den Zauber brechen, den der Blick in Sphio's Augen erschöpfen machen.

Und dann blühte sie auf, sah ihn, und der Blick erlosch wirklich in dem Schreden, den ihr sein plötzlicher Anblick verurtheilte.

Er empfand es plötzlich bitter, daß so gar keine Freude in dem Ton ihrer Frage lag. „Ich wollte dir nur noch gute Nacht sagen, Sphio. Seit wann spinnst du denn eigentlich?“

„Ich fand die Räder oben, und da ich schon in Mahrenberg spannte, und auch Fräulein Peters es kann, so dachten wir —“

Rainer trat näher. „Das braune dort mit dem Kernmuster war meiner Mutter Rad. Darf ich dir behilflich sein, es hinaufzutragen?“

„Dante — es mag hier stehen bleiben.“ Sphio hatte sich wieder gefaßt, und ein ablehnender Zug lag in ihrem Gesicht.

Er zögerte trotzdem. „Könnte ich nicht noch etwas zu essen haben? Trüben in Bärenegg gab es heute nichts. Der Koch ist erkrankt und mußte ins Spital geschafft werden, ich habe wirklich Hunger.“

Im Stillen hoffte Rainer, daß Sphio selbst ihm nun ein Abendbrot zurecht stellen, ihm vielleicht sogar dabei Gesellschaft leisten würde. Aber er hatte sich getäuscht.

Sphio wandte sich nur an die Peters. „Sie sind wohl so gut, den Herrn Grafen mit dem Nöthigen zu versehen? — Gute Nacht.“

Ein flüchtiges Kopfnicken gegen Rainer, ein freundlicher Blick auf Fräulein Peters — und Sphio war verschwunden.

Nun hätte er gerne auf das Abendbrot verzichtet, aber die Peters ging schon daran, nach dem Speisezimmer, bedeckte rasch und trug allerlei herbei. Zuletzt die Weinschale und einen Afschenbecher. Dann wünschte auch sie gute Nacht und ging. Es war beinahe Mitternacht.

Rainer sah mechanisch und horchte dabei in die Stille hinein, welche wie ein Band über dem Haupte lag. Es war ihm immer, als müßte plötzlich die Thür aufgehen, und Sphio doch noch einmal hereintreten.

Aber es rührte sich nichts. Es war so todtensill, daß er sein eigenes Herz klopfen zu hören meinte. Er schloß die Augen und lehnte sich zurück. Er hatte Sphio ohne Liebe geheiratet, aber mit dem ehrlichen Willen, ihr ein guter Gatte zu sein. Die Leidenschaft für Laja sollte aus sein — das hatte er ihr doch klar und deutlich gesagt damals in der Exemittage. Aber dann war es Sphio gewesen, welche durch ihre kalte, feindliche Haltung alle seine guten Vorsätze

zu nichte machte. Sie stieß ihn zurück, sie trieb ihn, wieder und wieder bei Laja Trost zu suchen, bis er endlich, erst spielend, dann ernsthaft, den Gedanken einer Scheidung ins Auge faßte.

Und Laja wollte erst recht von Freundschaft nichts wissen. Kaum hatte sie ihn verloren, wollte sie ihn erst recht besitzen, diesmal ganz, selbst um den Preis großer Opfer.

Hier stochten Rainers Gedanken plöthlich.

Als er in Riedenau angekommen war, liebte er Laja doch noch? Hätte er Sphio da nicht geradezu? Sah er in ihr nicht die Qual allen Uebels?

„Nein, gehäht habe ich sie nie!“ sagte er laut.

Was war seitdem geschehen, daß sein Herz zu klopfen anfing, wenn sie kam, daß er enttäuscht war, wenn sie ging, daß Lajas Gegenwart ihm fast Qual bereitete?

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und stand auf. „Was geschehen ist?“ murmelte er gequält. „Ich liebe sie — ich liebe sie!“

15. Kapitel.

Sephine v. Doll sah mit Lori v. Graben in dem kleinen Ecker des Wohnzimmers. Beide hatten sich mit Näharbeiten beschäftigt.

Im Nebenzimmer lag der alte Freiherr und schlief. Er hatte sich so ziemlich von den Folgen des Schlaganfalls erholt, nur eine leichte Steifheit in den Beinen war zurückgeblieben, und noch kindischer war er geworden.

Lori v. Graben war unter dem Vorwand gekommen, der Baronin bei der Pflege zu helfen, und weilte nun schon wochenlang auf Dollenau. Sie und die Baronin waren einander sehr nahe gekommen in dieser Zeit. Sephine wollte, daß Lori zu dem schon gebräuchlichen „Tante“ nun auch „Du“ hinzufügte, und in der letzten Zeit kam es mandmal vor, daß sie selbst Lori „Töchterchen“ nannte.

Walter, der seit Sphio's Heirath sehr still geworden war, lebte jetzt unter oris fröhlicher Kameradschaft allmählich wieder auf. Sie ritten zusammen, spielten Abends mit der Baronin Tarot und verbanden sich immer lefter, ort schwärmte für die Landwirtschaft, und seit sie Walter nach den Ställen und Feldern begleitete, in denen sie bald so gut Bescheid wußte wie er, machte ihm die Oekonomie plötzlich wirklich Freude.

Während der Krankheit des alten Freiherrn hatte Lori, um die „Tante“ zu entlassen, sogar die Leitung der Milchwirthschaft übernommen, und die Diensthöfen klüfferten es sich bereits leise zu: Das wird noch die Herrin auf Dollenau.

Auch Sephine dachte es immer öfter, und darum hatte sie sich heute entschlossen, offen über mancherlei mit Lori zu sprechen, das ihr am Herzen lag. Sie hatte das Mädchen so lieb gewonnen, daß sie aufrichtig ihr Glück wünschte. Dies aber konnte ihrer Meinung nach nur sein, wenn Lori offenen Auges in die Ehe trat und wußte, daß Walters Herz schon einmal gesprochen hatte.

Draußen dämmerte es schon ein wenig. Die Baronin wollte ihre Näharbeit zusammen und seufzte leicht auf. „So, Rind, nun weißt du alles. Ich glaube nicht, daß Walter Sphio heute noch liebt, aber du sollst wenigstens ganz klar sehen. Es wäre ja möglich, daß du manchmal den Schatten einer Erinnerung auf seiner Stirn erblickst, dann sollst du wissen, was er bedeutet.“

Auch ori pochte die Arbeit zusammen. Ihr frisches Gesichtchen war etwas blaß, und die blonden Lötchen auf der Stirn zitterten leise. „Ich wußte es längst, Tante Doll“, sagte sie leise. „Besser und früher, als Walter selbst, denn ich habe ihn ja so lieb, lange schon! Darum kam ich ja immer so furchtbar gern nach Dollenau. Aber ich weiß es auch genau: Sphio erwiderte seine Liebe nicht. Deshalb habe ich auch nie aufgehört zu hoffen.“

„Und du fürchtest nichts für die Zukunft? Du traust dir zu, mit diesem Schatten fertig zu werden?“

„Ja, Tante Doll, denn ich liebe ihn, und das gibt Kraft und Muth! Wenn er traurig ist, will ich ihn erheitern, wenn er leidet, will ich ihm tragen helfen. Meinst du nicht, daß dies Pflicht ist in der Ehe, und daß eine wahre große Liebe sich stark genug fühlt dazu?“

Die Baronin küßte das junge Mädchen auf die Stirn. „Du bist ein gutes Kind, Lori!“ sagte sie warm. „Gott gebe, daß du glücklich wirst mit Walter! — Wie steht ihr denn eigentlich miteinander? Hat sich Walter schon irgendetwas erklärt?“

„Ja und nein. Du kennst ihn ja, Tante; es fällt ihm so schwer, einen Entschluß zu fassen! Wenn wir beisammen sind, dann lese ich es wohl in seinen Augen, daß er mich gern hat, und mandmal entschließt sich auch ein Wort darüber. Er möchte, daß ich immer hier bleibe, er kann sich das Wirthschaften auf Dollenau ohne mich nicht — sehr denken, aber dann kommen wieder Stunden, wo er grübelt und traurig ist. Dann denkt er an Sphio — das fühle ich. Aber ich fühle auch, daß meine Liebe für ihn ein Talisman ist gegen diese Erinnerungen, und das macht mich wieder froh und glücklich. Du wirst

Siel verlangt.



„Weine nicht, Theres! In zehn bis fünfzehn Jahren komm' ich wieder, nachher heirathen wir... Schau' nur, daß du hübsch jung bleibst!“

schon sehen, daß noch alles gut werden wird! Schließlich ist die Hauptsache, daß Sphio ihn nie liebt und nun für ihn ganz verloren ist.“

Die Baronin dachte eine Weile nach. „Hast du nicht gesagt, daß heute ein Brief von Sphio an ihn kam?“

„Ja — ein schrecklich bitter noch dazu. Ich legte ihn in sein Zimmer, damit er ihn gleich findet, wenn er von Moorbach zurückkommt.“

„Was sie ihm nur zu schreiben hat?“ sagte die Baronin topfschüttelnd. „Sonst schrieb sie doch immer an mich? Ueberhaupt Sphio! Ich kann dir gar nicht sagen wie ich mich um sie forge! Es ist etwas in ihren Briefen das mich gar nicht zur Ruhe kommen läßt. Sie schreibt so vielerlei und doch von sich selbst so gut wie nichts!“

„Meinst du denn, daß sie nicht glücklich ist, Tante Doll? Sphio hat Niedberg doch aus Liebe geheiratet!“

„Ja, ja — gewiß“, antwortete die aronin hastig, „aber weißt du, Rind, die Ehe ist doch immer eine ernste, schwere Sache, und es gefällt mir gar nicht —“ sie brach ab und starrte vor sich hin.

Draußen auf der Treppe klang ein eiliger Schritt.

„Walter!“ rief Lori aufspringend, während ein freudiges Roth über ihr Gesicht glitt.

Auch die Baronin stand auf. „Laf uns Licht machen und ans Abendbrot denken, Rind. Er wird hungrig sein von dem langen Wilt, und in Moorbach wird er Mittag auch nichts Orbenkliches bekommen haben.“

Sie klingelte. Während das Stubenmädchen dann den Tisch deckte, ging die Baronin ins Nebenzimmer, um ihren Gatten zu wecken. Lori trat ans Fenster und blühte hinaus. Sie war so glücklich, daß er wieder da war, nachdem er einen ganzen Tag lang auf dem Pachtgut Moorbach verbracht hatte! Und wie jeden Tag schnellte ein erwartungsvolles Glückgefühl ihr Herz.

Eine Viertelstunde später betrat Walter das Zimmer, und man setzte sich bald darauf zu Tisch.

Loris Freude war gleich bei Walters Eintritt jäh verfliegen. Ein einziger Blick hatte genügt, um ihr zu zeigen, daß er heute zerstreuter war als je. Dunkle Schatten lagen auf seiner Stirn. Irgend etwas beschäftigte ihn innerlich unausgesagt.

Als dann später der Freiherr wieder zu Bett gebracht worden war, sagte Walter plöthlich: „Sei so gut, Großmama, und lasse meinen Koffer herunterschaffen; ich muß morgen früh nach Riedenau zu Rainer und Sphio.“

Die Baronin meinte nicht recht gehört zu haben. Ein erschreckter Blick flog zu Lori hinüber. „Zu Rainer und Sphio?“ wiederholte sie mechanisch. „Was willst du denn dort? Haben sie dich eingeladen?“

„Nein. Aber ich muß hin und zwar sofort, che —“ er vollendete nicht, sein Blick nahm wieder einen starren Ausdruck an.

Lori sah da, ohne sich zu rühren. Ein dunkler Scheier hatte sich ihr plöthlich über alle Dinge ringsum gebreitet.

Die Baronin klingelte und gab den Auftrag, einen Koffer vom Boden herab in ihres Entels Zimmer schaffen zu lassen. Als das Mädchen gegangen war, wandte sie sich wieder an Walter: „Willst du denn lange bleiben?“

„Ich weiß es selbst nicht. Aber ich denke wohl, daß ich einige Zeit brauchen werde, um —“ Wieder verflümmte er.

man lieber aus dem Wege gehen sollte, Dinge, in die man sich besser nicht einmengt.“

„Ich muß aber, Großmama. Ich wäre nie Sphio's Freund gewesen, wenn ich sie jetzt im Stich ließe.“

Die Baronin erschrak. „Mein Gott, hat es etwas gegeben auf Riedenau? Weshalb wilst du denn eigentlich hin?“

Walter zögerte einen Moment, dann antwortete er entschlossen: „Verzeih, wenn ich dir darauf die Antwort schulbig bleibe, aber es handelt sich nicht um meine eigenen Angelegenheiten. Glaube mir nur: Sphio braucht mich jetzt.“

Er sah die Unruhe, welche sich in dem Gesicht der alten Dame spiegelte, aber er konnte ihr nicht helfen. Ihr sagen: Sphio will sich scheiden lassen und deshalb schon in den nächsten Tagen nach Mahrenberg zurück, ich aber will hin, um selber zu sehen, wie es steht, und sie vielleicht noch rechtzeitig vor einem übereilten Schritt bewahren — das hieße Sphio's Vertrauen täuschen.

Dann fiel sein Blick auf Loris blaßes Gesicht, und das Scheiden kam ihm plötzlich schwer. Wie schön waren die letzten Wochen gewesen! Würde er Lori noch in Dollenau finden, wenn er zurückkam? Er wußte, daß ihre Abreise für die nächste Woche bestimmt war...

Warm drückte er ihr die Hand. „Nicht wahr, Sie bleiben bei Großmama?“ fragte er.

Lori küßte in diesem Augenblick dachte er nicht an Sphio, sondern nur an sie. Trotzdem antwortete sie weniger warm als sonst: „Bis nächste Woche. Sie wissen ja, daß Mama mich dann in Dobrinla erwartet, wo Marys Verlobung mit meinem Vetter Jaromir gefeiert werden soll.“

„Und wenn ich bis dahin nicht zurück bin, Komtesse?“

Sie zuckte die Achseln. „Dann sehen wir uns vermuthlich vor dem Herbst nicht wieder.“

„Das wäre mir aber sehr leid!“ Er zögerte, ihre Hand loszulassen, dann setzte er mit einem plöthlichen Entschluß hinzu: „Ich werde mich beeilen, und nicht wahr, Sie — Sie werden warten?“

Bildete sie es sich ein, oder lag wirklich ein besonderer Ton in dieser Bitte? Jedenfalls schloß ihr das Blut in die Wangen, und sie antwortete leise: „Ja. Aber lassen Sie mich nicht zu lange warten!“

Etwas erleichtert verließ Walter v. Sternberg das Wohnzimmer, um sein Gepäd in Ordnung zu bringen.

Zur selben Stunde sah in Mahrenberg Sphio's Großmutter in ihrem Lehnstuhl und las den Brief ihrer Entelin, worin diese den Wunsch ausgesprochen, nach Mahrenberg zurückzuziehen.

Monika räumte eben die Reste des Abendbrotes fort und wollte das Zimmer verlassen, als ein Ruf der alten Dame sie zurückhielt.

„Monika — sie will wieder zurück! Was sagst du dazu?“

Monika sagte zunächst gar nichts, sondern rüß nur die Augen groß auf. Endlich ließ sie fast zornig heraus: „Na, das kann ja nett werden! Da dürften Euer Gnaden nur tief in den Beutel greifen! Mit Butterbrot wird die jetzt nicht mehr zu füttern sein, wo sie die vollen Schüssel gewöhnt ist. Kommt der Graf etwa auch?“

„Gott bewahre. Von ihm schreibt sie gar nichts. Nur daß sie Heimweh hätte und ihr die Luft in Riedenau nicht bekomme.“

Monika lachte spöttisch auf und sagte nichts als: „Aha!“ (Fortsetzung folgt.)